

Wir sollten von Hildegard lernen, daß nur der die Ordnung Gottes schauen kann, der sich um die eigene Ordnung bemüht, daß nur ein helles Auge die Helligkeit der Welt erblicken kann.

Wir sollten aber auch von Hildegard lernen, daß dies alles nur möglich ist in dem Glauben an Gott, der über dem Lauf der Welt stehend die Ge- schicke der Welt lenkt, daß dies alles nur möglich ist im Hören auf das Wort, in dem der Sohn zu uns spricht. Sein Kreuz, so schreibt Hildegard, ist „das Heilmittel für alle Wunden“<sup>18</sup>. Es ist das Heilmittel, an dem die Me- ditation unseres Schauens, an dem unser Auge genesen kann.

## Zum Sinn des Alters

Eine christlich-philosophische Meditation

Jörg Splett, Offenbach

Die Bibel, das heilige Buch Israels und der Christen, ist voll von Bitten um langes Leben als Zeichen des Segens Gottes. Aber – wie der kaum nur platte Spruch besagt – wer nicht jung sterben will, muß alt werden. Und das ist kein geringer Preis. – Die Gebote vom Sinai richten sich bekanntlich nicht zuerst und eigentlich an Kinder, sondern an Erwachsene, und denen wird auferlegt, Vater und Mutter zu ehren – dann nämlich, wenn es sich nicht mehr wie von selbst versteht, wenn die Eltern nicht mehr achtunggebietend und kaum noch ehrfurchteinsflößend wirken, eben dann aber Ehrerbietung und Achtung um so nötiger brauchen.

Aus dieser Not ruft der bewegende Psalm 71 (9) zu Gott: „Verwirf mich nicht [schleudere nimmer mich fort, heißt es bei Martin Buber], wenn ich alt bin; verlaß mich nicht, wenn meine Kräfte schwinden.“

Es stimmt zwar, was Robert Spaemann anmerkt, daß „Zivilisationen dem Lebensglück abträglich [sind], die in der allgemeinen Schätzung des Menschen, seiner Einfluß- und Wirkungsmöglichkeiten, eine Prämie auf Jugend setzen und so erstens das Gefühl erzeugen, die Zeit auf hektische Weise nutzen zu müssen, zweitens aber das Gefühl, daß es vorwiegend bergab geht“.<sup>1</sup> Doch inwieweit ist auch dort, wo sie gewährt wird, die „Prä-

<sup>1</sup> *Philosophie als Lehre vom glücklichen Leben*, in: G. Bien (Hrsg.), *Die Frage nach dem Glück*, Stuttgart-Bad Cannstatt (Frommann-Holzboog) 1978, 1-19, 12.

mie auf Älterwerden“ nicht doch im Grunde eine Art Trostpreis? Auch in Athen, wo nach Solons Gesetzen alle Macht bei den Alten lag, lachte das Publikum im Theater aus vollem Halse über lächerliche Greise.

Ich will im folgenden bewußt von der Sondersituation unserer gegenwärtigen Leistungs- und Konsumgesellschaft absehen. Man wirft ihr vor, nicht bloß den alten Menschen zu Ausschuß und Abfall zu deklarieren, sondern vor allem den jungen und erwachsenen Menschen daran zu hindern, daß er auf der Lebenshöhe jene Interessen, Werte und Ziele entdecke, aus denen heraus er dann auch sein Alter zu leben vermöchte<sup>2</sup>.

So erschwerend und belastend diese Dinge sind und so dringend notwendig die Bemühung, hier Wandel zu schaffen: in unserer Meditation soll es um die Frage nach Wesen und Sinn menschlichen Alters überhaupt gehen, die dem konkreten Ruf der Stunde noch voransteht – und die sich darum weiter jedem Alternden stellt, auch wenn die Gegenwarts-Aufgabe befriedigend gelöst sein sollte.

## I

Auf diese Wesensfrage hat es allen Ernstes Jean Améry abgestellt, in seinem bitteren Essay „Über das Altern“, dem er den Untertitel „Revolte und Resignation“ gegeben hat<sup>3</sup>. – „Was da immer dem Alternden empfohlen wird, wie er sich mit dem Niedergang abfinden, ja diesem allenfalls sogar Werte abgewinnen könne – Adel der Resignation, Abendweisheit, späte Befriedung –, es stand vor mir als niederträchtige Düperie.“ (10)

1. Alter, das besagt ihm: Zeitentdecken. Der junge Mensch hat nicht eigentlich Zukunft, sondern Welt vor sich gehabt. Nun entdeckt man – weltlos werdend – die Zeit. Sie vergeht, und das immer schneller – wobei der Kern dieser Entdeckung darin besteht, der absoluten Unumkehrbarkeit von Zeit bewußt zu werden (13 ff.).

2. Über solchem Schwinden wird der Alternde sich selber fremd (38 ff.). Ein Begegnis, das in unzähligen Toilette- und Spiegel-Szenen dargestellt worden ist. Ich möchte dazu nur an die Marschallin im „Rosenkavalier“ erinnern<sup>4</sup>:

... wie kann das wirklich sein,  
daß ich die kleine Resi war  
und daß ich auch einmal die alte Frau sein werd! . . .

<sup>2</sup> Vgl. die gegenwartskritisch wie kulturgeschichtlich überaus materialreichen Analysen von Simone de Beauvoir: *Das Alter. Essays*, Reinbek (Rowohlt) 1972.

<sup>3</sup> Stuttgart (Klett) 1968 (Seitenhinweise darauf im Text). Vgl. ähnliche Reflexionen durchgehend im zweiten Tagebuch Max Frischs: *Tagebuch 1966–1971*, in: *Ges. Werke in zeitl. Folge*, Frankfurt (Suhrkamp) 1966, I (Werkausg. 11).

<sup>4</sup> H. v. Hofmannsthal, *Ges. Werke in Einzelausgaben. Lustspiele VI*, Stockholm (Bermann-Fischer) 1947, 330 f.

Wie macht denn das der liebe Gott?

...

Und wenn ers schon so machen muß,  
warum laßt er mich denn zuschaun dabei  
mit gar so klarem Sinn?

Améry hebt die Zweideutigkeit im Selbstdempfinden vor dem Spiegel hervor: Genugtuung und Stolz, so lange durchgehalten zu haben – und zugleich Fremdheit, Überdruß<sup>5</sup>.

Dieser Selbstdistanzierung entspricht eine zunehmende Distanzierung der Welt – wobei der Genetiv in doppelter Richtung gelesen werden darf: der alternde Mensch nimmt sich aus ihr zurück und sie weicht ihrerseits gleichsam vor ihm rückwärts, wenn sie nicht umgekehrt sich ihm anlastet und wie aggressiv sich ihm aufdrängt. (Beides läuft auf das Gleiche hinaus: Kommunikation wird zur Mühsal.)

Das beginnt beim eigenen Leib: „Ich bin ich im Altern durch meinen Körper und gegen ihn; ich war, als ich jung war, ohne meinen Leib und mit ihm.“ (50) Es setzt sich fort bezüglich Berg und Wald, Meer und Wetter, und erreicht seine quälende Spitze im Verhältnis zu den anderen Menschen. „Welt“ bedeutet für uns ja vor allem Mit-welt, nicht ein Ding-Gesamt, sondern: „die Anderen“ (63 ff.).

3. Diese Welt nun billigt dem Gealterten keine Zuflucht mehr zu, weil ihn das allgemeine Urteil als den „identifiziert“, der er geworden ist<sup>6</sup>. Und das, was er derart unabänderlich ist, ist er obendrein in abnehmendem Maß:

Man wird nicht schöner, wenn man älter wird.

Wer andrer Ansicht ist, der irrt.<sup>7</sup>

Und um nicht bei „Äußerlichkeiten“ hängen zu bleiben:

Man wird nicht besser mit den Jahren,

Wie sollt' es auch . . .<sup>8</sup>

Dabei gilt das nicht bloß in den Augen der Jungen, sondern nicht minder in denen der Mitalternden, ja, wie schon angesprochen, vor allem für

<sup>5</sup> Beides verquidkt sich obendrein mit der komplizierenden Partnerproblematik in jener Anekdote, die eine Frau vor dem Spiegel zu sich sagen läßt: „Das Scheusal – gönne ich ihm.“

<sup>6</sup> Bedenkenswert, daß man den Scharfblick des Hasses von dem der Liebe durch eine ähnliche Zukunftsverweigerung zu unterscheiden versucht hat, wonach jener den anderen „festlegt“, während sie ihm offene Zukunft einräumt.

<sup>7</sup> E. Kästner *An ein Scheusal im Abendkleid (Gesang zwischen den Stühlen)*, in: *Ges. Schriften*, Zürich (Atrium) o. J., I (Gedichte) 230.

<sup>8</sup> Th. Fontane, *Sprüche 10*, in: Nymphenburger Taschenbuchausgabe, München 1969, 15, 292.

den sich neu begegnenden Einzelnen selbst. Fontane setzt in dem zitierten Spruch darum fort:

... man wird bequem,  
Und bringt, um sich die Reu zu sparen,  
Die Fehler all in ein System.

Damit aber gehen nicht allein die Zukunft und von daher auch die jeweilige Gegenwart verloren, sondern sogar die Vergangenheit selbst: Man hat geglaubt, die Welt, in welch kleinem Maß und Umkreis auch immer, prägen zu können; aber jede Prägung wird durch neue Prägungen überdeckt und gelöscht. Damit jedoch verblaßt nicht bloß sie, sondern auch die Basis ihrer gerechten Bewertung. Auf eine prägnante Formel gebracht: „Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt.“ (J. W. v. Goethe)<sup>9</sup>

4. Aus diesem Grund versteht umgekehrt auch der Alternde selbst in wachsendem Maß die Welt nicht mehr (87 ff.): Kleider- wie intellektuelle Moden in Kunst, Literatur und Philosophie, Ernst und Eifer im Verfechten neuer Programme, die stets neuen Insider-Sprachen und das Gewicht, das man ihnen beilegt.

Dabei macht er in jedem Fall keine gute Figur, ob er das Neue nun verteufelt, wie Ernest Ansermet die serielle Musik, Oskar Kokoschka die moderne Malerei (oder Dietrich von Hildebrand die Kirche nach dem letzten Konzil)<sup>10</sup>; oder ob er „aufgeschlossen“ mit der jeweiligen Avantgarde Schritt zu halten versucht.

## II

1. Soweit die knappen Züge einer Skizze, die selbstverständlich nach Umriß wie nach Gehalt noch reichlich aufzufüllen wäre. Wenn wir sie hier statt dessen auf ihren Begriff bringen wollen, dann zeigt sich dem wohl keine Formulierung dienlicher als: „Mit dem Sterben leben“ (111 ff.).

Rechtens wehrt Améry sich gegen die „liebenswürdige Metapher“ vom Herbst des Lebens (28); denn auf den Herbst folgt nach dem Winter der Frühling. Nicht so für den Menschen, der dem Tod entgegeht, ja, der ihn gleichsam neben, mit sich gehen spürt und aus solcher Weg-Gemeinschaft heraus sich selbst und alles andere zunehmend wie durch ein umgedrehtes Fernglas anschaut.

<sup>9</sup> *Maximen und Reflexionen* (Hecker 371): Hamburger Ausgabe (Wegner) Bd. 12, 542 (Nr. 1334).

<sup>10</sup> Karl Julius Weber, *Demokritos*, Stuttgart (Rieger) 1868, Bd. 3 (*Das Alter. Die Fortsetzung*): „Gott wird mich bewahren vor der Schwäche oder dem Stolze vieler Alten, die jeden für einen Esel halten, der nicht grau ist“ (17).

Bewußt habe ich dieser entschiedenen Stimme (die inzwischen, nach einem Pläoyer für den Freitod, durch solchen verstummt ist) so viel Raum gegeben. Denn mit Jean Améry bin ich der Überzeugung, daß man sich nicht oberflächlich und falsch trösten dürfe – obwohl ich mir andererseits bewußt bin, daß wir allesamt von unseren Inkonsequenzen leben – und daß Konsequenzmacherei eine Gefahr des Philosophierens ist, die es zu mörderischer Unmenschlichkeit kann degenerieren lassen.

2. Es gibt allerdings durchaus, was Améry im Vorwort als niederträchtige Düperie attackiert hat: Adel der Resignation, Abendweisheit, späte Befriedung – und es ist gegen solche Verdächtigung nicht weniger energisch zu verteidigen. Die Bekundungen späten Glücks, meine ich, seien ebenso ernst zu nehmen wie Amérys vehemente Protest.

Wir röhren hiermit an ein allgemeineres Phänomen, daß nämlich viele geneigt sind, Ausbrüche von Ekel, Argwohn, Angst und Verzweiflung für ehrlich und „authentisch“ zu halten, Zeugnisse des Glücks, der Dankbarkeit für Hingabe und Treue hingegen als Schönfärberei, im besten Fall als naive Illusion abzutun. – Dagegen möchte ich meinerseits protestieren.

Bezüglich nun unseres Themas hat man zum Beispiel gesagt, der junge Mensch habe neben so vielem anderen auch das Leben selbst, das Lieben, das Glück erst noch zu lernen – so daß nur der Ältere die diffizile Kunst beherrsche. Ein Satz, der des Nachdenkens wert ist.

In der Tat würden genügend alte Menschen jeder der referierten Feststellungen widersprechen. Sie haben nicht die Zeit, sondern – aus der Rastlosigkeit zur Ruhe kommend – umgekehrt den Raum entdeckt, als Innenraum wie als Landschaft. Sie glauben, statt sich fremd geworden sein, vielmehr sich endlich gefunden zu haben (oder wenigstens dabei zu sein, es zu tun). Dies nicht zuletzt dank allmählich erreichter Unabhängigkeit vom Urteil der anderen. Sie fangen jetzt erst an, sich und die Welt zu verstehen, um ihr nun verständnisvoll gerecht zu werden.

Sie „leben mit dem Sterben“? Ja, und zwar mit allem Nachdruck auf „leben“ – während die Jüngeren vor lauter Flucht davor gar nicht zum Leben kommen<sup>11</sup>.

Ursula Ziebarth notiert: „... wo in der Jugend Glück zumeist noch eine Art Treffer sein muß, den man erst registriert, wenn heftig ein Zentrum berührt wird, bildet sich Wahrnehmungsvermögen mit zunehmendem Alter beträchtlich aus, das Sensorium verfeinert sich, die Tentakeln werden beweglicher und erreichen Glück [,] wo es der Jugend unzugänglich ist.

<sup>11</sup> Vgl. B. Pascal: „Unbekümmert rennen wir in den Abgrund, nachdem wir etwas vor uns aufgebaut haben, das uns hindert, ihn zu erblicken“ (*Pensées*, Fr. Brunschwicg 183); denn [166] „der Tod, an den man nicht denkt, ist leichter zu ertragen als der Gedanke an ihn, [auch] außerhalb jeder Gefahr.“

Die Möglichkeiten, glücklich zu sein, multiplizieren sich mit der Anzahl der Hirn- und Körperzellen, die durch Lebenserfahrung für Glück empfindlich gemacht wurden, was alle jungen Menschen abstreiten werden, bis sie nicht mehr jung und weit glücklicher sind.“<sup>12</sup>

3. Gleichwohl, muß ich gestehen, gebe ich zuletzt Jean Améry gegen *solche* Bekundungen besonnten Abends recht. Und bestätigt mich nicht die grimmige Traurigkeit der Altersprosa eines Arno Schmidt oder etwa des „théâtre amoureux“ Pablo Picassos, jener wie atemlos produzierten Gravurenfolge aus dem Sommer 1968?

Mag man das Leben auch erst spät erlernt haben: zugleich stellt sich heraus, daß es zu spät ist, da das Leben selbst darüber hingegangen ist<sup>13</sup>.

Und wollte man mir jetzt entgegenhalten, zumindest habe man so das Sterben gelernt, dann bin ich mir erstens dessen nicht sicher und frage zweitens zurück, was es verschlage. Wenn man gelebt hat, ohne es zu können, wird man halt auch ungelernt zu sterben haben.

„Nur einen Moment noch, bitte! – Encore un moment, Monsieur le bourreau“, soll die Comtesse du Barry auf dem Schaffott gerufen haben. Doch auch nach diesem Moment und beliebig weiteren Momenten wäre es zu früh.

4. „Es sei denn – Ja, es sei denn . . .“

schreibt Améry, man „glaube an ein ewiges Leben und habe diesen Glauben definiert.“ (119)

Allein von hier her – darum die quälend ausführliche Schrittfolge unseres bisherigen Gedankengangs, gegen letztlich unernste Berufung auf das genußreiche oder tätige Leben hinieden oder auf die Zukunft der anderen (wie hin und wieder bei Ernst Bloch oder, mit metaphysikverachtender Attitüde, bei Dorothee Sölle) –, allein von hier aus läßt sich ein Sinn des Sterbens und so auch des Lebens mit dem Sterben, das das Alter ist, erblicken, der in Wahrheit zu tragen vermag.

<sup>12</sup> Weniger „sensualistisch“ Goethes Dialog aus dem „Buch der Betrachtungen“ im „West-östlichen Divan“ (Hamburger Ausgabe, Bd. 2, 39):

„Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:

Die eigentliche Lust des Sinnenspieles,  
Erinnerung des allerliebsten Tandes  
Von gestern, weit- und breiten Landes  
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben  
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,  
Erfreulich sonst. Aus eignem Tun Behagen  
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes Wagen!  
Nun wüßt' ich nicht was dir Besondres bliebe?“

Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

<sup>13</sup> Vgl. Dolf Sternbergers „petite perception“ beim Binden des erst kürzlich neu gelernten „Windsor-Knotens“. Vor dem Spiegel trifft ihn fein und scharf der Blitz: „Ich werde

## III

Allein von solchem Glauben aus (der hier und jetzt nicht dargelegt und gerechtfertigt werden kann, nicht theologisch und auch philosophisch nicht<sup>14</sup>), – allein von ihm aus letztlich, so aber in Tat und Wahrheit können nun auch die anderen Wortmeldungen – gegen Amérys Protest – ihr Recht erhalten.

1. Zuallererst wäre wohl gewiß auf jene Zeugnisse zu verweisen, die 1968 noch nicht in der Breite vorlagen wie heute: daß nämlich Sterben „ganz anders“ sein kann<sup>15</sup>.

Zwar ist der „klinisch Tote“ nicht im Ernste tot gewesen. Doch er ist am weitesten ins fahle Zwischenreich des Sterbens vorgedrungen. Und es hat zweifellos höchstes Gewicht, hier zu lesen, daß Menschen aufgrund solcher Grenzerfahrung alle Todesfurcht verloren haben, ohne stattdessen in Resignation verfallen zu sein; daß vielmehr immer wieder die Worte „Licht“ und „Wärme“, „Leichtwerden“ und „Seligkeit“ auftauchen, um eine an sich unbeschreibliche Erfahrung zu bezeugen.

Also doch „besonntes“ Leben; freilich in ernsterem Sinn. – Erscheint hierdurch die Grundbestimmung „Mit dem Sterben Leben“ in einem neuen Licht, dann bietet es sich an, auch die genannten Einzelzüge, die uns vorhin zu dieser Bestimmung geführt haben, in diesem Licht von neuem zu betrachten. – Gehen wir also unseren früheren Weg in umgekehrter Richtung noch einmal.

2. Der letztgenannte Aspekt: „Die Welt nicht mehr verstehen.“ – Das ist schmerzlich; aber was genauerhin, was eigentlich versteht der Älterwerdende nicht mehr? Offenbar doch, daß der jeweils letzte Schrei für endgültig, für die erste wirkliche Lösung und darum auch für die letzte Auflösung eines zur Rede stehenden Problems gehalten wird; daß die Jungen anscheinend nicht zu sehen vermögen, wie peripher, d. h. vorübergehend, ist, wofür sie sich engagieren. (Vorübergang ist biblisch „Pessach“.)

Deutlich die Doppelgefahr: entweder sich verzweifelt doch an das Entgehende zu klammern oder nicht minder verzweifelt es als eitel abzutun. – Doch ebenso deutlich auch die Chance: das Irdische gelassen „sein“

---

sterben. Du wirst dich, ich werde mich dieser Kunst nicht mehr lang erfreuen. Lange hast du, habe ich gebraucht, sie zu erlernen, nun kennst du sie, nun kenne ich sie, aber das wird nicht dauern.“ *Über den Tod*, Frankfurt/M. (Insel) 1977, 11–17, 13.

<sup>14</sup> Siehe J. Splett, *Konturen der Freiheit. Zum christlichen Sprechen vom Menschen*, Frankfurt/M. (Knecht) 1974, Kap. 5 (Sterbliche Freiheit: End-gültigkeit). – Zur Rigorosität des „allein“ siehe: Verf., *Der Mensch ist Person. Zur christlichen Rechtfertigung des Menschseins*, ebd. 1978, bcs. Kap. 1.

<sup>15</sup> E. Wiesenhütter, *Blick nach drüben. Selbsterfahrungen im Sterben*, Gütersloh (Mohn/Siebenstern) <sup>4</sup> 1977; J. Ch. Hampe, *Sterben ist doch ganz anders. Erfahrungen mit dem eigenen Tod*, Stuttgart (Kreuz) <sup>4</sup> 1976.

zu lassen, und das meint jetzt nicht, ihm den Rücken zu kehren, vielmehr ihm in Freiheit zugetan zu sein und ihm gehörigen Entwicklungsräum einzuräumen. Es heißt, Dinge, Verhältnisse, Menschen nicht in die Kategorien eigener Absichten und Interessen zu zwingen, sondern sie behutsam zu sich selbst sich entfalten zu lassen, nach deren statt dem eigenen Verständnis.

Bedauerlich, wem die Erfahrung nie zuteil geworden sein sollte, bei einem alten Menschen solcher Güte zu begegnen: sie urteilt nicht, weil sie sich kein volles Verständnis und schon gar kein Besserwissen anmaßt; zugleich aber konfrontiert sie wie ein Licht den jungen Menschen mit sich selbst, und statt ihm alles „durchgehen zu lassen“, bringt ihr schweigendes Zuhören sein Reden in einer Weise unter das Geheiß der Wahrheit, wie es kein noch so unwiderleglicher Einspruch vermöchte.

3. Damit hat sich auch die vorhergehende Bestimmung verwandelt: „Der Blick der anderen“, wobei es Améry vor allem darauf ankam, daß dieser Blick den Alternden und Alten eigentlich gar nicht mehr trifft, weil er in der geschäftigen Welt „nicht mehr zählt“.

Wiederum ist die Schmerzlichkeit dieser Beobachtung ebenso unbestreitbar wie die Doppelgefahr einer verfehlten Reaktion auf diese Erfahrung: entweder eines peinlichen Bemühens um Auffälligkeit oder verletzt schmollenden Rückzugs.

Doch wiederum glaube ich eben vor dieser Folie die eigentliche Chance benennen zu können. Sie bietet das Amt jenes hilfreichen Zuhörers an, der in der Diskretion der eigenen „Unsichtbarkeit“ nicht bloß dem jungen Menschen verlässliche Zuflucht gewährt.

Das Sich-Messen der Blicke zwischen möglichen Rivalen gehört der Vergangenheit an, und auch den Blick eines (zu)messenden Richters verhängt hier barmherzig das Alter wie Gitter und Tuch im Dunkel des Beichtstuhls. Sorgen und Hoffnungen, Niederlagen und Triumphe kann man solchen Menschen anvertrauen – und man muß sie nicht „sehen“, weil man ihre Anteilnahme spürt. Sie aber, obzwar nicht angeblickt, dürfen ihrerseits spüren, wie der Jüngere in ihrem Hören daheim ist.

4. Er bleibt nicht daheim und ist mit seinen Gedanken nicht eigentlich hier, sondern beim Leben draußen und bricht von daheim immer neu dorthin auf. Darum widerspreche ich auch bezüglich dieser Situation der Diagnose Amérys „Sich fremd werden“ nicht. Denn will der Mensch nicht doch gesehen werden und braucht er es nicht, um sich nicht selbst zu verlieren?

Es tut weh, sich fremd zu werden. So klammern die einen sich an das vertraute Selbstbild von gestern – aber waren das sie? Oder nicht bloß (ich denke etwa an Marilyn Monroe in ihrem Unglück) das Bild der anderen von ihnen (also erst recht Entfremdung, um so entfremdender, da nicht einmal als solche gewußt)?

Andere flüchten in eine panikartige Jagd nach neuer Identität, im Wechsel von Lebensentwurf und Partner, als ließe Identität sich nicht allein durch Treue gewinnen statt durch Verrat<sup>16</sup>. Oder die Entfremdung mündet in resignierten Zynismus.

Die positive Chance möchte ich mit der Parole „Selbst-Begegnung“, oder besser mit dem Wort „Selbstannahme“ bezeichnen<sup>17</sup>. – Der junge Mensch (nach der Krise der Pubertät, die eine erste, vorläufige Chance ähnlicher Art geboten hat) und der erwachsenen Tätige waren nicht so sehr bei sich als bei der Sache, um die es ihnen ging. Sie identifizierten sich eher mit ihrer Aufgabe oder dem zu leistenden Werk als mit sich. Nun hat das Leben sie im Umweg zu sich selbst geführt.

Man kann diese Begegnung als Selbstfindung bezeichnen; weithin nennt man heute das, worum es jetzt geht, Selbst-Verwirklichung. Aber mir scheinen beide Wörter nicht glücklich. Erstens verdecken sie nämlich das Fremdheits-Moment, auf dem Jean Améry zu Recht besteht. Sie klingen viel zu schlicht „identisch“. – Sodann aber und vor allem fehlt ihnen eine entscheidende Bezugsdimension.

Bei „Selbstfindung“ und „Selbstverwirklichung“ hat es das Selbst nur mit sich selbst zu tun. Und hier taucht angesichts der sich einstellenden Entfremdung die in der Tat gar nicht so befreimliche Frage auf, ob der Fund sich denn lohne, ob die Verwirklichung den Preis wert sei, den man selbst und gegebenenfalls auch andere dafür erlegen müßten.

Annahme aber bringt eine weitere Beziehung ins Spiel: zu jener Macht, von der, aus deren Händen man sich anzunehmen hätte. Der Wert einer Gabe bestimmt sich wesentlich nicht aus ihrem An-sich-Sein, ihrer Schönheit, Seltenheit, Nützlichkeit und so fort, sondern vom Geber und dessen Zuwendung her.

Jenseits des Funktionalen und der Zwänge des gesellschaftlichen Bedingungsgeflechts tut sich hier die Freiheit un-bedingter Bejahung auf, mit dem Angebot, sich aus solch unbedingter Bejahung heraus nun auch selbst ohne Selbstwert- oder -unwert-Ängste zu akzeptieren.

<sup>16</sup> Es versteht sich, daß damit weder bloßer Gewohnheit oder bequemer „Alterssicherung“ das Wort geredet werden noch der Ernst von Bekehrung und der Mut entschiedenen Neuanfangs denunziert werden soll. Zuvor ist schon auf das biblische Pessach hingewiesen worden; ihm zuvor wäre von Abrahams Aufbruch aus dem Gewohnten zu sprechen.

Doch dem Trend veröffentlichter Meinung gegenüber scheint mir heute vor allem die Klärung vonnöten, daß der Preis der Freiheit Treue heißt. „Wer frei sein will, muß treu sein. Der Freie steht zu der von ihm autonom gesetzten Verbindlichkeit [schlichter gesagt: zu seinem Versprechen], und in eben dieser Standhaftigkeit bewährt sich Freiheit. Damit ist das Wort vom Preis der Freiheit umkehrbar: Der Preis, den die Treue gewinnt, ist die Freiheit.“ H. Krings, *Der Preis der Freiheit*, in: A. Paus (Hrsg.), *Werte, Rechte, Normen*, Kevelaer-Graz (Butzon & Bercker – Styria) 1979, 11–27, 27.

<sup>17</sup> R. Guardini, *Die Annahme seiner selbst*, Würzburg (Werkbund) 1960.

5. Darauf scheint mir eigentlich die Rede von den größeren Glücksmöglichkeiten im Alter zu zielen, erst recht die Goethesche Formel „Idee und Liebe“. Jedenfalls finden sie hier ihren Rechtsgrund. Das heißt, der Mensch ist achtsamer auf jene kleinen Zeichen geworden („Spuren“ nennt sie Ernst Bloch), in denen solches Ja sich bekundet.

„Klein“ meint dabei das Gegenteil sich bescheidender Resignation. Biblisch ist es der Windhauch verwehenden Schweigens, in dem statt in Beben und Feuersturm dem Propheten Elija Jahwe erscheint (1 Kön 19, 11–13). Und im „Gegen-Evangelium“ Friedrich Nietzsches erlebt Zarathustra „Mittags“, daß nicht etwa wenig zum Glück genügt, sondern „das wenigste gerade, das Leiseste, Leichteste . . . – wenig . . . die Art des besten Glücks“ macht<sup>18</sup>.

Das gilt darum, weil hier nicht mehr Greifbares das Ungreifbare verdeckt; weil nun kein für greifbar gehaltenes Unbegriffenes mehr zu ungeduldiger Jagd nach ihm verleitet und so den Menschen aus jener Stille herausreißt, in der allein er des Unbegreiflichen inne zu werden vermag, das bereit ist, ihm Heimat zu schenken.

6. In der Tat ist derart das Alter, und damit sind wir zum Ausgangspunkt unserer Überlegung gekommen, die Erfahrung der Zeit. Ihres Vergehens – gewiß, doch nicht weniger ihres Auf-uns-Zukommens von Augenblick zu Augenblick und ihres Auf-uns-zugekommen-Seins.

Dies ist sogar das Erste und Fundamentale. Denn ur-sprünglich ist alle Zeit Zu-kunft: Auf mich kommt zu, mir wird zuteil, was ich nicht habe, mir nicht machen und erzwingen kann und worauf ich keinerlei Rechtsanspruch habe. Darum ist alle Zeit, was Paulus von einer bestimmten Zeit schreibt: „Zeit der Gnade“ (2 Kor 6, 2).

Sie wird uns gewährt, ohne daß wir sie uns selbstherrlich nehmen oder sie festzuhalten vermöchten; wir können sie einzig annehmen und nur so – im Maß sie uns gegeben ist – sie uns für andere oder anderes „nehmen“. Solches Entgegennehmen aber ist der Grundvollzug von Dank<sup>19</sup>.

Darum entsprechen der Zeit vor allem anderen Dank und Gedenken. Von Dank und Gedächtnis (kultisch gesagt: von Eucharistie und Memoria oder Anamnese) lebt das Vertrauen, und das Vertrauen begründet die Hoffnung bezüglich weiterer Zeit, über gestern und heute hinaus – ja hinaus auch über das Morgen, auf jenes hin, das wir nicht wissen und kennen, das sich aber in jeder uns gewährten Stunde „angeldlich“ (2 Kor 1, 22) ansagt.

<sup>18</sup> *Werke in drei Bänden* (Schlechta) II, München (Hanser) 1955, 514.

<sup>19</sup> Vgl. J. Splett, *Lernziel Menschlichkeit*, Frankfurt/M. (Knecht) 1976, 127 ff. (*Wort zur Antwort: Gebet*). Franz von Baader bestimmt einmal Danken als „die Präsenz des Gebens in der Gabe Anerkennen“ (*Sämtl. Werke*, Leipzig 1851–1860 [Nachdruck Aalen (Scientia) 1963] IX 387).

## IV

Hier erreichen Gefährdung und Sinn des Alters wohl ihre intensivste Verdichtung. Seine Gefahr heißt Verzweiflung: sei es verzweifelte Jagd hinter Hoffnungen her, die den Gehetzten immer neu zum Narren halten, sei es larmoyante, weinerliche oder zynische Resignation.

Chance und Sinn dieser Situation aber wäre, durch die Ent-täuschung bezüglich solcher Hoffnungen (der „espoirs“) hindurch, das Sich-einlassen auf die Hoffnung („espérance“)<sup>20</sup>. Und Sinn wie Chance gelten für den Alternden selbst wie für die Jüngeren, die mit ihm umgehen und von ihm lernen können.

Alt sein könnte demnach, biblisch ausgedrückt, besagen: In der Welt, doch nicht mehr von ihr sein (Joh 15, 19; 17, 16). Eine Formulierung, die bedenkenswerterweise aus den Abschiedsreden des johanneischen Jesus stammt.

Der alte Mensch mag sich zuzeiten wie lebendig „abgeschieden“ vorkommen (von Schmerz und Not sprechen ja auch diese Abschiedsreden durchaus); aber es geht gerade nicht um ein (letztlich schmerzloses) Tot-sein, sondern um ein Leben ergriffener Abschiedlichkeit. – Entsprechend ist das Zielwort dieser Reden: „Freude“.

„Was ist die Freude? Das ursprüngliche Wesen der Freude ist das Heimischwerden in der Nähe zum Ursprung“ (Martin Heidegger)<sup>21</sup>. Im Dienst dieser zu erkennenden Nähe steht all das leidvolle Fremdwerden, das wir erwogen haben.

Das wäre nun zu entfalten. Doch breche ich mit diesen sparsamen Verweisen ab.

„In Gottes Namen“, sagt am Schluß des „Rosenkavaliers“ die Marschallin<sup>22</sup>, und auf Faninals Wort „Sind halt aso, die jungen Leut‘“: Ja, ja<sup>23</sup>“. Dem 71. Psalm aber erwidert Psalm 73 (20–25). Ich zitiere ihn (dort ist es nach der Zählung der Vulgata Ps. 72) in der Übersetzung von Romano Guardini:

... als mir der Geist verbittert ward,  
und verwundet das Herz,  
war ich ein Tor und erkannte nicht;

<sup>20</sup> Siehe zu dieser Unterscheidung, im Rückgriff auf Gabriel Marcel, Paul Ludwig Landsberg und Maine de Biran, Herbert Plügge (den auch Améry mit hohem Respekt nennt): *Wohlbefinden und Mißbefinden. Beiträge zu einer medizinischen Anthropologie*, Tübingen (Nicmeyer) 1962, 38–50 (Über die Hoffnung).

<sup>21</sup> *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung*, Frankfurt/M. (Klostermann) ³ 1965, 24. (Vgl. von Verf.: *Wagnis der Freude*, Frankfurt/M. [Knecht] 1975.)

<sup>22</sup> A. a. O. 434.

<sup>23</sup> Im Opernbuch.

wie ein unvernünftiges Tier war ich vor Dir.  
 Nun aber will ich allezeit bei Dir sein,  
 denn Du hast meine Rechte erfaßt.  
 Nach Deinem Ratschluß geleitest Du mich,  
 und am Ende nimmst Du mich auf in die Herrlichkeit.  
 Wen hab ich im Himmel, wenn nicht Dich?  
 Und bin ich bei Dir, dann freut mich die Erde nicht  
 [Buber: aber bei dir habe ich nicht Lust auf die Erde].  
 Mein Leib und mein Herz vergehn,  
 Gott aber ist meines Herzens Fels, mein Anteil in Ewigkeit.

## Therese von Lisieux — eine Ermutigung für unsere Zeit?

Alfred Läpple, Argelsried

Von Walter Nigg stammt das Wort: „Die Heiligen sind wie ein Geläute. Jede Glocke hat ihren Klang, aber erst alle zusammen ergeben die ganze Tonfülle.“<sup>1</sup> Es wird sicherlich recht große Unterschiede geben zwischen der Bewertung von Heiligen, wie sie von Menschen und wie sie von Gott selbst vorgenommen wird. Manches kleine, bimmelnde Glöckchen wird sich sub specie aeternitatis (im Angesicht der Ewigkeit) als mächtig schwingende Glocke erweisen und so mancher Heilige, dem die Geschichtsbücher und Heiligenleben den Beinamen „der Große“ verliehen haben, wird „im zweiten Glied“ stehen.

Es läßt sich außerdem feststellen, daß Heilige im irdischen Bewertungspegel nicht immer gleich eingeschätzt werden. Ein Heiliger, der jahrzehntelang unter einem Verehrungsboom stand, kann in einer ganz anderen Epoche in fast völlige Vergessenheit geraten. Was bedeutete früher etwa die Gestalt des heiligen Aloysius von Gonzaga, und wie verstaubt ist heute nicht nur die Basilika in Castiglione (südlich des Gardasees), wo sein Haupt aufbewahrt wird, sondern auch sein Andenken in der Frömmigkeit der jungen Generation von heute! In ähnlicher Weise hat es etwa bis hin zum Beginn des Zweiten Weltkrieges einen wahren Theresien-Boom ge-

<sup>1</sup> Walter Nigg, *Große Heilige*. Zürich 1947, 30.